

# Wildbader Tagblatt

## (Enztalbote)

### Amtsblatt für Wildbad, Chronik und Anzeigenblatt für das obere Enztal.

Erscheint täglich, ausgenommen Sonn- u. Feiertage. Bezugspreis monatl. R. 350, vierteljährl. R. 1050.— frei ins Haus geliefert; durch die Post bezogen im inländischen Verlehr 1050.— einschl. Postbestellgeld. Einzelnummern 14 Rf. u. Girokonto Rf. 50 bei der Oberamtspostkasse Neuenbürg, Zweigstelle Wildbad, Bankkonto: Direction d. Discountges., Zweigst. Wildb. Postcheckkonto Stuttgart Nr. 29 174.

Anzeigenpreis: Die einseitige Petitzelle ober deren Raum Rf. 25.—, auswärts Rf. 28.— u. Reklamezelle 70 Rf. Bei größeren Aufträgen Rabatt nach Tarif. Für Offerten u. bei Anstufertellung werden jeweils 10 Rf. mehr berechnet. Schluß der Anzeigenannahme: täglich 8 Uhr vorm. ags. u. In Konkursfällen oder wenn gerichtliche Beitreibung notwendig wird, fällt jede Nachlagsgewährung weg.

Druck der Buchdruckerei Wildbader Tagblatt; Verlag und Schriftleitung Th. Gae in Wildbad.

Nummer 301

Heft 179

Wildbad, Samstag, den 23. Dezember 1922

Heft 179

57. Jahrgang

## Altes Leid.

### Eine Weihnachtserinnerung.

„Wie ich dir ja schon sagte, Silba, mach' keine Dummheiten. Laß den Großpapa heute in Ruhe, er hat sich wie jedes Jahr, so auch diesmal, direkt verbeten, durch irgend etwas daran erinnert zu werden, daß heute Weihnacht ist. Dieses Mal noch ganz besonders, er möchte absolut nicht gestört sein, er schreibt an einer wichtigen Abhandlung über eine neue, bisher noch unbekannte Käferart.“ — Frau Doktor von Bergmann sagte diese Worte ziemlich energisch zu ihrer sechzehnjährigen Tochter und ließ das Zimmer, in dem das junge Mädchen nachdenklich zurückließ. Der arme Großpapa, der so sonderbar war, immer zerstreut und wortfarg, der nur von Nähern und Bläsem Geiter sprach, und ihr nur manchmal nachlässig über den Scheitel strich, wenn er wirklich, was selten genug vorkam, einen kurzen Besuch bei seiner einzigen Tochter machte. „Seit seine Frau starb, wäre er so menschlicher geworden,“ erklärte einmal die Mutter auf Silbas Fragen.

So lange diese zurückdenken konnte, noch niemals hatte sie am Weihnachtsabend den Großvater gesehen. Er sandte an diesem Tage seiner Tochter ein paar Geldscheine und bat sie, sich und den Ihrigen dafür zu kaufen, was sie sich wünschten, er selbst aber bitte dringend, nicht gestört zu werden.

Der arme Großpapa! Ein heißes Mitleid quoll in dem jungen Geschöpfe auf. Sie stellte sich vor, wie er heute abend am Schreibtisch sitzt und sich den Kopf zergrübelt. Und draußen läuten die Glocken und in den Häusern brennen die Lichter an den grünen Nadelbäumen und Kinder jubeln und freuen sich. Nur er, der alte, weißhaarige Mann, bleibt einsam heute.

Silba tritt an das Fenster und blickt hinaus. Es ist kein eigentliches Weihnachtsmutter, denn dazu gehört Schnee, aber kalt ist's, bitterkalt.

Wie schade, daß die Mutter ihr Vorhaben nicht unterstützen wollte, sondern ihr direkt verbot, was sie so sorgfältig vorbereitet. Die alte Kathi, des Großvaters Haushälterin, hatte sie auch schon für ihren Plan gewonnen, der darin bestand, den alten Herrn zu überrumpeln. Ein hübsches, prächtig geschmücktes Tannenbäumchen hatte, der Obhut Kathis übergeben, in deren Stübchen der Ueberführung in Großpapas nie mehr benötigten Salon, dessen Ofen die Kathi probeweise schon ein paarmal geheizt hatte, damit er am festlichen Abend nicht rauchte. Auch ein paar Geschenke lagen bereit — und nun sollte alles umsonst gewesen sein.

Nein, nein! Leise schlüpfte Silba, nachdem sie ihr Pelzjacket angezogen und das dazu passende Barettchen auf das Haar gedrückt, aus dem Haus. Bei dem Mädchen hinterließ sie, wenn die Mutter nach ihr fragen sollte, möchte sie ihr sagen, daß sie noch einige kleine Besorgungen zu machen habe.

Eilig ging sie ihres Weges; von Sankt Josephs-Kirche schlug es sechs. Um acht Uhr mußte sie spätestens wieder daheim sein, denn um halb neun wurde bei den Eltern besetzt. Ein feines heimliches Klingeln war in der Luft, als ob die Englein mit silbernen Glöckchen läuteten, dachte Silba und frischer noch schritt sie zu.

Den Salon hatte Kathi schon geheizt, der Tannenbaum stand schon an seinem Platz, nun legte das junge Mädchen seine Geschenke darunter. Die Pfeife mit dem wunderschön geschmigten Meerschaumkopf, die selbst gestickten Taschentücher und das bequeme Nadelkissen, — nun noch den Beilchenstrauß, den sie unterwegs erstanden, in die Vase, dann war alles bereit.

Kathi ging der eifrig Herumhantierenden zur Hand, jetzt schob sie ihr die Streichhölzer hin: „Wollen Sie die Lichter selbst anstecken, Fräuleinchen?“

„Ja, Kathi, sag, ist der Großpapa in seinem Arbeitszimmer?“

„Ja, Fräuleinchen. Heut nach dem Mittagessen gab mir der Herr Professor ein Weichen und sagte, ich solle ihm im Wohnzimmer gegen Abend alles für den Tee richten, dann könnte ich mein Weihnacht feiern, wo ich wollte. Nun, Sie wissen ja, Fräulein Silba, wie er es macht! Seien Sie nur vorsichtig, daß er nicht böse wird,“ mahnte die Alte noch, dann verschwand sie, so geräuschlos es ihre bide Figur zuließ.

Silba entzündete die Kerzen, bejaß noch einen Augenblick ihr Werk und nicht befriedigt, dann schritt sie mit schnellem Entschluß durch das nächste Zimmer und klopfte leise an eine, noch durch eine dunkle Portiere verhängte Tür. Keine Antwort. Ganz leise drückte Silba die Klinke in der und blickte durch den Türspalt in das Zimmer, in dem zunächst die riesigen Bücherregale aufstiegen. Erst drei- oder viermal hatte Silba diesen Raum betreten, der Großpapa liebte keine häufigen Besuche, aber etwas wie Ehrfurcht hing jedesmal in ihr auf beim Anblick der vielen, vielen Bücher.

Doch heute rührte sie all diese eingebundene tote Weisheit, die den armen Großpapa so zum Sklaven machte, wenig, ihr Blick hing an der schmalen Gestalt des Mannes, der, über dem Schreibtisch gebeugt, die Feder über einen großen Foliobogen gleiten ließ, so emsig, daß er nicht das Klappern von Kleidern hinter sich vernahm, erst das Wörtchen „Großpapa“ weckte ihn aus seiner Versunkenheit.

Erschreckt fuhr er auf und starrte mit leeren Augen Silba an, als erkenne er sie nicht, dann langsam und



## Friede auf Erden.\*)

Da die Hirten ihre Herde  
Dießen und des Engels Worte  
Trugen durch die niedere Pforte  
Zu der Mutter und dem Kind,  
Fuhr das himmlische Gesind  
Fort im Sternennraum zu singen,  
Fuhr der Himmel fort, zu klingen:  
„Friede, Friede auf der Erde!“

Selt die Engel so geraten,  
O wie viele blut'ge Taten  
Hat der Streit auf wildem Pferde,  
Der gel'entzichte, vollbracht!  
In wie mancher heil'gen Nacht  
Sang der Chor der Geister zagen,  
Dringlich stehend, leiß' verlagend:  
„Friede, Friede ... auf der Erde!“

Doch es ist ein ew'ger Glaube,  
Daß der Schwache nicht zum Raude  
Jeder freien Mordgebaroe  
Werde fallen allezeit:  
Etwas wie Gerechtigkeit  
Webt und wirkt in Mord und Grauen,  
Und ein Reich will sich erbauen,  
Das den Frieden sucht der Erde.

Mächtig wird es sich gestalten,  
Seines heil'gen Amies walten,  
Waffen schmieden ohne Fährde,  
Flammenschwerter für das Recht,  
Und ein königlich' Gef'lecht  
Erb'lich'n mit starken Söhnen,  
Dessen helle Tuben dröhnen:  
Friede, Friede auf der Erde.

Konrad Ferdinand Meyer.

\* Aus Dr. Joseph Henke's „Deutschem Lesebuch“  
Dichtung der Neuzeit, Verlag Herder u. Cie, Freiburg.



Woher kam es von seinen Lippen: „Beschalt dich du mich, was willst du von mir?“

„Du lieber, lieber Großpapa, heute ist doch Weihnacht, und du bist so allein, ich wollte dir nur ein paar kleine Geschenke bringen, dann will ich ja gleich wieder gehen, wenn ich dir lästig bin,“ antwortete sie und trat ganz dicht an ihn heran.

„Ich danke dir, Kind, es ist recht, lege deine Geschenke nur irgendwo hin, da nebenan ins Wohnzimmer, da finde ich sie nachher, wenn ich Tee trinke. Und nun gehe nach Hause und laß mich allein, bitte,“ er wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

„Ach, Großpapa, sieh sie dir doch jetzt gleich an, dann will ich mich auch sofort wieder auf den Heimweg machen,“ bat sie.

„Nun, dann zög' her“, er seufzte.  
„Nein, du mußt mitkommen, ich habe sie dir drüben im Salon auf'gebaut.“ Widerstrebend erhob sich der alte Herr, indem er etwas Unverständliches vor sich hin murmelte; Silba faßte sanft seinen Arm und zog ihn mit sich fort.

Einem Moment stand die hohe, schmale Gestalt des Professors in der Salontür, seine müden Augen sahen fast bestürzt in das strahlende Gefunkel des Bäumchens, dann sank er mit einem schöhnenden Laut in den nächsten Sessel. Das junge Mädchen kniete vor ihm nieder, auf diesen Eindruck ihrer beisehenden harmlosen Ueberraschung war sie nicht gefaßt.

„O, Großpapa, vergib, das wollte ich nicht, — was ist dir denn, bitte, sage, bist du mir böse? O sag, wie konnte dich mein Bäumchen so erschrecken?“

Tränen zitterten in ihrer Stimme.

„Du gutes Kind, du, nein, ich bin dir nicht böse, du konntest es ja nicht wissen, daß der Duft der Tanne und ihr schimmerndes Festgewand, daß dieser schönste Tag im Jahr in meinem alten Herzen nie vernarbte Wunden wieder aufbrechen läßt. Ich kann ja nicht vergeßen.“

Berständnislos war Silba diesen Worten gefolgt. „Du Armer, Lieber, ich weiß zwar nicht, was du meinst, aber du tust mir sehr leid,“ sie umfaßte ihn, „sieh, alle Menschen freuen sich heute, da wollt' ich auch dir ein wenig Freude bringen, heut' solltest du auch mal an etwas anderes denken, als an deine Käfer.“

Er lächelte trübe: „Schilt mir die Käfer nicht, Silba, ich verdanke ihnen wenigstens ein zeitweises Vergessen.“

Da zog sich das junge Mädchen einen Stuhl herbei und rüßte ihn dicht neben den des Mannes und setzte sich nieder: „Nun, Großpapa, erzähle mir deinen Kummer, dann wird dir leichter werden.“

„Nein, jetzt noch nicht, zuerst will ich nur meine Geschenke ansehen, wie ich dir versprochen.“ Er trat an den Tisch und lobte die Pfeife und streichelte der Enkelin dankend die Hände. „Sag', Kind, hat dir die Mutter nicht gesagt, daß ich heute niemand zu sehen wünschte?“ Er ließ sich wieder auf den Sessel nieder und Silba nahm neben ihm Platz.

„Ja, natürlich, und als ich ihr erzählte, daß ich dir ein Bäumchen geschmückt hätte und dich damit überraschen wollte, verbat sie es mir. Doch ich konnte nicht anders, du sahst immer so traurig aus — und da ging ich heimlich zu dir.“

Der Alte blickte sinnend in den Kerzenglanz: „Mein erstes Weihnachtsfest seit achtzehn Jahren,“ sprach er, „ja, Kindchen, so lange sah ich keinen Menschen mehr an diesem Tage bei mir, und wenn etwas von der Freude und dem Frohsinn der andern hereinlang in mein Zimmer, dann vergrub ich mich noch tiefer in die Arbeit und konnte es doch nicht zwingen, nicht töten.“

„Was konntest du nicht zwingen, Großpapa?“

„Den Schmerz und die Gedanken, Kind, doch laß es ist besser, ich sage dir nichts, du bist auch wohl noch viel zu jung dazu.“

„Nein, bitte sprich, was bebrückt dich, sprich,“ leise lehnte Silba ihr Köpfchen an die Schulter des alten Herrn.

„Nun, so höre, mein Kind: Heute vor achtzehn Jahren, da ging deine Großmutter, die du nicht mehr kennst, — du kommst ja erst zwei Jahre später zur Welt, — fort von mir für immer. Mit einem andern Manne, der das Leben lustiger nahm als der stille, ernste Gelehrte, zog sie weit übers Meer. Sie war eine wunderliche



Frau, trotz der eben verheirateten Tochter, und noch jung, kaum siebenundzwanzig alt. — Seitdem kann ich kein Weihnachtstest mehr feiern, verzeihst du das, mein Kind?"

"Du armer, armer Großpapa, wie mußt du gelitten haben, aber die Mutter spricht doch immer von der alten Großmama," fragte Hilba.

"Dennwegen geschah das, weil du nichts erfahren solltest von der Schmach, die unserer Familie widerfuhr. Deine Mutter empfand nur die Schande, aber ich, ich — er sprang auf, „ich habe das unglückliche Weib geliebt, vergöttert und noch heute," seine Stimme wurde gedämpft, als erzähle er ein großes, heiliges Geheimnis, „noch heute liebe ich sie! O, ich setze sie vor mir wie einst, so schön, so zaubernd schön; — als sie von mir ging, da nahm sie meines Lebens Inhalt mit sich. O wäre sie wiedergekommen, alles hätte ich ihr vergeben. Sie aber mußte vielleicht nicht einmal, wie es in meinem Herzen ansah, ich war ja von je zu schwerfällig."

Hilba blickte mit nassen Augen auf den alten Mann, der die Schuld einer leibhaftigen Frau zu mildern versuchte, weil er sie zu sehr geliebt.

"Ob sie noch lebt, ob sie stirbt, ich weiß es nicht," schloß der Erzählende.

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen, sagte logte Hilba die Arme um seinen Hals: „Großpapa, du armes, ich danke dir, daß du mir das erzählst, nun verstehe ich dich, nun weiß ich, daß es nicht allein die Ältern sind, die dich uns so entzünden. Sieh, Großpapa," fuhr sie überredend fort, „wir haben dich ja alle lieb, Mama, Papa und ich, du mußt von jetzt ab öfters zu uns kommen, dann wirst du, wenn auch nicht ganz, es vergessen, dich doch deinen Gedanken nicht mehr so sehr hingeben, wie in der Einsamkeit, und gleich heute, Großpapa, bitte, komme mit zu uns, die Eltern werden dich freuen," bettelte sie.

"Ich will versuchen zu tun, wie du mir vor schlägst, mein Kind, doch heute laß mich noch einmal allein, ich will heute mit der Vergangenheit Abrechnung halten, hier unter dem Bäumen will ich das Fazit dieser achtzehn Jahre ziehen. Wünsche die Eltern von mir und sage ihnen, daß sie eine gute Tochter haben, und daß ich sie morgen besuchen werde, und nächstes Jahr, mein Kind, wenn uns der Tod bis dahin nicht getrennt hat, dann dann feiern wir das Weihnachtstest zusammen."

Hilbas Lippen berührten mit innigem Kuß des alten Mannes schmale weiße Hand und eine Träne fiel darauf hernieder.

Als dann das junge Mädchen hinaustrat auf die Straße, da tanzten die Blüten in schnellem Wirbelzug hernieder, nun wars das richtige Weihnachtswetter, frohen Herzens, wie nach einer guten Tat, schritt Hilba heimwärts. Dichter und dichter wurde das Geföhler der Schneeflocken. Milliarden davon schwebten durch die Luft, so dicht, als wollten sie alles Erdenleib und Erdenweh begraben unter einer großen weißen Decke, und von Sankt Josephs huben die Glocken an zu läuten, tief und voll zogen ihre mächtig anschwellenden Schallwellen mit der hehren, seltsamen Weihnachtswelt hin über die kleine friedliche Stadt.

### Unverhofft kommt oft.

Eine Weihnachtserzählung.

Durch die weihnachtlich belebten Straßen drängen sich die mit Palästen beladenen Menschen. Und vor den erleuchteten Schaufenstern stehen die Armen und bewundern die Herrlichkeiten.

Auch Frau Dehner, an jeder Hand einen Ruben, stand da und überlegte, was sie für sich und die Kinder brauchen könnte. Nein alles fehlte daheim. Seit der Mann gefallen war, hatte das Glück sie verlassen: ihrer Hände Arbeit erwarbte sie kärglich, und die Unterstützung vom Staat kam bei diesen teuren Zeiten doch kaum in Betracht. Besorgt sah sie die fragenden, bittenden Blicke der Kleinen: wie gern bescherte sie den Kindern, aber es war ja kein Geld da. Seufzend ging sie weiter.

Und plötzlich trat ihr Fuß auf etwas Hartes. Eine Brieftasche, vollgestopft mit Scheinen — Geld! Geld!

Mit einem Male war sie reich. Ihre Augen leuchteten, das Herz klopfte ungestüm. Nun konnte sie alle Wünsche erfüllen.

Angstvoll blickte sie auf, aber niemand achtete ihrer, nur der Kinder neugierig fragende Blicke beschämten sie.

Hastig drängt sie weiter. Schon überlegt sie, was sie zuerst kaufen soll.

Da fragt der ältere Hube ganz natb: „Mutti, wem gehört denn die kleine Tasche?"

Brennend rot wird sie und gibt eine ausweichende Antwort. Aber an Kaufen denkt sie nicht mehr.

Endlich daheim. Sie steht vor dem Bild des Gatten, der den Selbsttod suchte, und zum ersten Mal wagt sie es nicht, das Bild anzusehen, — sie schämt sich. Hat sie denn auch nur einen Moment daran denken können, den Hund zu unter schlagen?

Ist denn auch sie in dieser an Versuchungen so reichen Zeit schon wandelnd geworden?

Angstvoll klopfte das Herz in der Brust.

Da reißt sie die Tasche heraus und sucht und sucht, bis sie die Adresse des Besitzers findet.

Und nun atmet sie wieder.

Zur rechten Zeit hat das Gute in ihr gesiegt.

Beherrd läuft sie, kauft den Hund ab.

Der Verkäufer, ein alter Herr mit grünen Augen, blickt sie erstaunt an, als wollte er fragen: gibt es denn heute wirklich noch ehrliche Menschen? Und dann belohnt er sie reichlich.

Sie aber, sie eilt mit leichtem Herzen heimwärts. Jetzt lauscht etwas in ihr, jetzt klingen die Weihnachtsglocken wieder hell und frohlich, jetzt freut euch, Kinderlein, jetzt wird euch beschert, jetzt kommt Christkindchen auch in unsere arme Stube!

Reich an Hoffnung und Glück eilt sie heim zu ihren Kleinen und schmückt ihnen den Christbaum.

Dankbar sieht sie hinüber zu dem Bilde des toten Gatten.

Jetzt feiern sie frohliche Weihnacht.

### In den zwölf Nächten.

Eigentlich sind es ihrer dreizehn an genauer Zahl, die Nächte von der Christnacht an bis Hohnhejars, diese sogenannten Raub- oder Raubnächte, die im Volksglauben eine so merkwürdige Rolle spielen. Aber der Volksmund sorgt sich wenig um mathematische Berechnung, wie man ja auch „aller acht Tage" sagt, und es tut dabei gar nichts, daß man im Grunde die sieben Tage einer richtig gehenden Woche meint. Und die zwölf weist so schon auf die zwölf Monate des neuen Jahres. Was man in der soundsovieltsten Nacht träumt, das geht im soundsovieltsten Monat in Erfüllung. Der Traum-Überglaube! Die Lust am Geheimnisvollen! Während der „Zwölfen" ist das All mit einem seltsamen Mysterium geladen. Es sind Völlige und Posnächte. Man kann wünschen, orakeln, allerlei Zaubertrick treiben, und nirgends in Wald und Flur ist es reifer geheimer. Es geht um, und man muß sich hüten, denn wenn nun gerade das wilde, unholde Heer da droben in sturmgepeitschten, dunklen Wollen über so ein armes, dahinplagerendes Menschenwesen wegteigt. . . . Man raunt sich Schlimmes zu. Da belam ein Färwipiger argen Leibeschaaden, oder sein ganzes Vieh ward ihm verlohrt. Raubnächte, jawohl; Raub und Spul regieren in ihnen. So meinten unsere Altvordern. Dennoch, das ist nicht der älteste Zwölfen-Nächte-Glaube. Der war viel freundlicher, viel lichter. Da sagte man, die Götter hätten jetzt auch einmal frohe und freie Ausruß. Sogar der Sonnengott rastet, ja er macht eine Erholungsreise in irgend ein fernes fabelhaftes Land. Und die anderen Götter leisten sich am Ende auch so ein bißchen vergnüglichen Wandern. Alle sind gut gelaunt, und wenn sie einem ärmlichen Erd-nbürger begegnen, so erweisen sie ihm ganz gern eine sonderliche Leutlichkeit. Freilich, man darf sich den Göttern nicht ohne weiteres andringlich in den Weg stellen, denn das können sie nicht leiden. Der Mensch soll immer die nötige Scheu und Ehrfurcht bewahren. Erst durch den Betschwärmer der christlichen Sendboten ist das heidnische Licht in Dämonen-Dunkel und Schredensgraus gewandelt worden. Dafür hat man aber auch wiederum mit Nachdruck an das christliche Leuchten und Wärmen dieses Zeitabschnittes erinnert, und drei Nächte kamen nun als besondere, heilige Nächte auf: Christnacht, Neujahrsnacht, Dreikönigsnacht. Allerdings, gerade auch sie wurden wieder von volkstümlichen Bräuchen umrankt, die das Übergläubische gern von neuem hereinließen: man denke an das Zu die Zukunft-Schauen und an ähnliche Dinge!

### Eine traurigere Geschichte.

Jedes Jahr, wenn ich Hühnerbrot in den Schaufenstern sehe, muß ich an meinen Vater denken, der mir folgende Geschichte aus seiner Jugendzeit erzählt hat. Es ist eine traurige Geschichte, so etwas „vom Fluch der bösen Tat", aber gelacht haben wir doch und Vater auch. Also, die Geschichte war so: Vater war ein Landblind. Da auf dem Dorf und in den kleinen Städten, wo fast jeder seinen Garten mit Aepfeln, Birnen- und Zwetschgenbäumen hat, da hörten die Hausfrauen eine Menge Obst für den Winter darf und ganz besonders für die weihnachtlichen Hühnerbrote oder Schnitzwecken, wie sie auch heißen. Oben auf dem Speicher in Großvaters Haus, da hingen nun so zwei Säcken voll Birnen- und Aepfelschnitz. Jeden Morgen vor dem Schulwege schickten unser Vater und seine Brüder leise hinauf, taten einen lähnen Griff in die Säcken, und fort ging's wie der Blitz. Daß sie nicht daran gedacht haben, daß zwischen den „Schnitz" und dem Vorklein der Witwe doch ein Unterschied bestehe, wundert mich eigentlich; aber es war leider so. Als meine Großmutter schon den Schwarzbrottweig geachtet und die Töchter zum Kaffe ankern angestellt hatte, ging sie auf den Speicher, nahm die Säcken vom Nagel, war erstaunt, wie leicht sie waren und fand in jedem kaum noch eine Handvoll „Schnitz". Hühnerbrote gab's jene Weihnachten nicht, aber Prügel beim Nachhausekommen. Vielleicht ist's auch schon andern Kindern so gegangen. Schon vor langer, langer Zeit und auch heute noch. Die Hühnerbrote sind nämlich schon etwas sehr altes, und die besten sind noch immer die „elbige-Brotchen"; die feinen vom Konditor, die sind nicht das Rechte.

### Buntes Allerlei.

Von alten Bräuchen. Da und dort wollen die Mädchen in der Thomasnacht die Zukunft oder noch besser gleich den Ausfall ihrer erfahren. Sie nehmen einen Spiegel ins Bett (an anderen Orten treten sie auf den Fußboden) und sprechen:

Thomas ich bitt dich,  
Bettstatt ich tritt dich,  
Daß du mir läßt erscheinen  
Den allerliebsten meinen,  
Wie er geht und wie er steht  
Und wie er im Gesicht aussieht.

Was Ihr Eltern Schwesterchen zu Weihnachten schenken könnt. Wer dem Schwesterchen zu Weihnachten eine große Freude machen will, der nehme seine Laubsäge zur Hand und fertige aus Bizarrenstolz ein paar hübsche Möbel für die Puppenstube. Es ist nicht so schwer. Die Tischplatte ist 8,5 Zentimeter breit und 12,5 Zentimeter lang. Beide Halbschnitte werden zweimal durchgehauen, einmal rechts und einmal links. Dann überträgt ihr beide Zeichnungen rechts und links auf das Holz. Die Beine für den Stuhl, der in der Tischplatte 3,5 Zentimeter im Quadrat nicht, werden viermal ausge schnitten. Ebenso macht ihr es bei dem Hocker, der dieselbe Größe hat wie der Stuhl. Dann leimt ihr alles recht hübsch zusammen und reißt es mit Sandpapier ab.

Wie die Eskimos von Labrador Weihnachten feiern. Die zum Christentum bekehrten Eskimos Labradors feiern das Weihnachtsfest mit einer Innigkeit, die wohl nur in germanischen Ländern ihresgleichen hat. Es ist diesen von der Natur kaum bedachten Natur-

Kindern so sehr ans Herz gewachsen, daß sie schon Wochen vorher ihr ganzes Sinnen darauf einrichten. Mit unwiderstehlicher Gewalt zieht es die auf Jagdzügen Abwesenden nach der heimatischen Niederlassung: jeder beeilt sich, mit seiner Jagdbeute rechtzeitig nach Hause zurückzukehren. Tag für Tag in der Abwesenheit treffen die Schlitten ein und werden mit lebhafter Freude von alt und jung begrüßt. Ein englischer Missionar, der seit einer Reihe von Jahren an der Küste Labradors tätig war, Hutton, bemerkt in seinem Buche „Among the Eskimos of Labrador": der Ruf „Heim zu Weihnachten!" sei die starke Triebkraft in der Brust der auf der Jagd befindlichen Eingeborenen, die sich lieber Gefahren aussetzen als verspätet würden. In jedem Haushalt wetteifert man miteinander, das Innere der Hütte für die schnellst erwarteten Festtage so hübsch wie möglich auszumäulen — bunte Bilderseiten aus alten illustrierten Zeitschriften werden zu diesem löblichen Zweck nicht verschmäht. Vor allem darf aber in keiner Behausung, wie ärmlich sie auch sei, der Weihnachtsbaum fehlen. Auf Schlitten holt man die kleinen Bäume, — eine Fichtenart, die sich vortrefflich dazu eignet — herbei und verzieren sie, soweit es die durchweg bescheidenen Mittel zulassen. Ein Familienvater, der „dicke Julius" genannt, gab sich nicht eher zufrieden, als bis er für jedes seiner ein halbes Duzend zählenden Töchter einen Christbaum bereitgestellt hatte. Selbst am Bette der kranken Großmutter wurde zu ihrer großen Freude einer aufgestellt. Beim Gottesdienst singen die Eskimos Weihnachtslieder, während ein einheimischer Organist auf einer alten, verstellten Orgel dazu begleitet, und sie lauschen den Worten des Geistlichen mit der rührenden Andacht einfältiger Herzen.

Reinigung des Weihnachtsbaumes. Trozdem wir im Zeitalter der Science leben und ständig unter der Bazillenfurcht stehen, denken doch die wenigsten Leute, auch die sonst um das Wohl ihrer Lieblinge so besorgten Mütter, daran, den Weihnachtsbaum vor dem Schmücken mit allerhand Juckerwerk einer gründlichen Reinigung zu unterziehen, was durch mehrmaliges Abbrausen mit einer Gießkanne sehr leicht auszuführen ist. Wenn man bedenkt, welche weiten Transport im offenen Güterwagen die Weihnachtsbäume oft erfahren müssen, wo sie dem Staub und dem Qualme der Lokomotive ausgesetzt sind, und wie lange sie dann noch auf den freien Plätzen der Stadt oder in kümmerlichen Öfen auf Kohlen- oder Holzplätzen stehen, ehe man sie kauft, so wird man gewiß von dem gesundheitlichen Wert einer gründlichen Reinigung überzeugt werden. Auch die sehr schmutzigen Hände, die man vom Anfassen und Putzen des Baumes erhält, sollten jedem die Augen öffnen und Veranlassung zur gründlichen Reinigung des Christbaumes geben, ehe man das für die Kinder bestimmte Konfekt seinen Zweigen anvertraut. Außerdem wirkt das staubfreie und erfrischte Grün der Tannen und Fichten ganz bedeutend schöner, als das eines ungewaschenen schmutzigen Baumes. Um die schöne Frische des Weihnachtsbaumes recht lange zu erhalten, empfiehlt es sich, den abgeschnittenen Stamm des Baumes in ein Gefäß mit Wasser oder mit feuchtem Sand zu stellen. Bei Anwendung der modernen Christbaumständer aus Gussblech usw. läßt sich das freilich nicht ermöglichen, doch kann man dann wenigstens eine flache Schale mit Wasser darunter schieben und das Stammende so tief einstellen, daß dasselbe Wasser aufnehmen kann.

Weiteres von Weihnachten. Die 4½-jährige Johanna kommt etwas aufgeregter von der Weihnachtstafel im Kindergarten nach Hause und erzählt u. a.: „Das Christkindle hat ein Lied gesungen, das hat geheißen: „Vom Himmel hoch da komm' ich her und bring' Euch keine Gutsle mehr."

Diese Worte statt der Wendung des Liebes: „und bring' Euch neue „gute Mär" lagen der Kleinen in der gegenwärtigen „Gutslezeit" wohl näher.

### Stoppdecken selbst zu nähen.

Dannendeden kann man sehr gut selbst anfertigen. Man nimmt dannendichten Zanella oder dergl. Stoff (Größe 160x210), streift von links die Ober- und Unterseite zusammen, dreht um und streift einen Rand von 1 oder 2 Zentimeter Breite. Dann wird der Stoff nicht zu heiß geplättet. Nun legt man ihn auf den Fußboden (ein Leintuch darunter) und markiert mit Schneiderkreide die Karos auf beiden Seiten; dies muß äußerst genau geschehen. Ich habe die Vierecke 25 Zentimeter groß gemacht, das gibt in der Breite sechs, längs acht. Die Vierecke am Rande werden etwa 1 Zentimeter größer, das fällt durchaus nicht auf. Stoff in der Größe 160x210 paßt nachher für Lieberteintuch 150x200, weil die Dedden durch das Nähen etwas kleiner werden. Hat man das Muster mit der Schneiderkreide gezeichnet, werden die Daunen in den Stoff gefüllt, 20 Zentimeter Deffnung im Saum genügen dazu. Nun wird die Deffnung zugenäht, die Dedden werden wieder an die Erde gelegt und mit einem leichten Klopser und der Hand recht eben gemacht. Dann nimmt man recht feine Stahlnadeln und steckt die Vierecke möglichst genau ab, zuerst an den Kreuzungspunkten. Sind sämtliche Linien längs und quer gesteckt, so heftet man mit einer recht feinen Nähnadel alle Vierecke, wobei man immer darauf achtet, daß die Daunen recht gleichmäßig verteilt bleiben, da sie beim Stecken und Heften doch immer wieder etwas verschoben werden. Sind alle Linien geheftet, so näht man sie auf der Nähmaschine mit Seide, loser Spannung und recht langen Stichen durch; hierbei jängt man immer in der Mitte an, sowohl die Quers- wie die Längslinien. Am besten ist es, wenn zwei Personen die Arbeit machen, besonders beim Maschinennähen, da es eine so umfangreiche Näherei ist. Das Gewicht einer Dedde an Stoff und Daunen zusammen beträgt 3½ bis 3¾ Pfund. Die Arbeit ist viel weniger mühsam und schwierig, als sie sich nach der Beschreibung anhört. Wenn man die Dedden selbst anfertigt, ist man wenigstens sicher, daß die Daunen nicht vertauscht werden. Ich habe mit Hilfe einer Nähmaschine reichlich einem Tage eine Dedde hergestellt. Nimm man Seide, so muß man einen ganz reinen leichten Innenstoff nehmen. Es empfiehlt sich, die Karos nicht zu klein zu machen, da die Dedden dann nicht so schmutzjam sind.

